



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dronke, Ernst: Polizeiliche Ehescheidung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Polizeiliche Trefcheidung.

„Wie ich Euch fage, Frau Gevatterin! Wie ich Euch fage. Hat die gräulichften, gottesläfterlichften Dinge drucken laffen, glaubt weder an Gott, noch den Teufel, noch den König! Gott fteh' uns bei, Frau Gevatterin!“

„Wie ich Euch fage. Und heute Morgen ift der Kommiſſair gekommen mit vier Gensd'armen, hat ihm alle feine Brieffchaften verſiegelt, und ihn auf die Vogtei abgeführt.“

„Was man nicht erlebt in diefen Zeiten! Und diefer ſtille magere Menſch mit ſeinem Waſſerſuppen-Geficht. — Ei, du mein Gott, wer hätt's von dem geglaubt, daß er mit der Polizei zu thun kriegte!“

„Hab's immer gefagt, Frau Gevatterin, find Heimtücker die Kerle. Jetzt fieht man's. Ein Kommiſſair mit vier Gensdarmen, und am hellen Tage durch die Stadt geführt!“

„Ach, und die arme junge Frau mit ihren drei Kindern! Um die thut's mir leid, Gott verzeih mir's, nicht um den Mann, nicht im Geringften. Aber es war ſo eine liebe, brave Frau, trug ſich immer ſo nett und war ſo freundlich — Herr, mein Gott, was wird das für ein Schlag für die arme Frau gewesen ſein!“ —

„Iſt aber ſelbſt Schuld daran, warum hat ſie ſich mit ſo Eiznem eingelaffen. Das Literatenvolk iſt gar nichts werth. Aus aller Herren Länder werden ſie weggejagt, laufen in der Fremde herum, oder werden eingesperrt. Alle Woche ſteht ſo eine Geſchichte in der Zeitung, und erſt neulich habe ich geſehen, daß ſie Einen auf ſieben Jahre nach Magdeburg gebracht haben.“

„Ei du mein Gott, Frau Gevatterin, auf ſieben Jahre, das iſt ja gräulich!“

„Ja, und die Zeitungen sind immer voll von solchen Sachen. Die Polizei ist ihnen immer auf den Hacken, was kann da Gutes an den Leuten sein? Nicht einen Dreier geb' ich auf solch' einen Kerl.“ —

Das Gespräch, welches wir die beiden Weiber auf der Gasse in K. eben führen hörten, bezog sich auf einen jungen Mann, Namens Paul. Derselbe hatte früher dem Studium der Theologie obgelegen und seine Prüfungen mit glänzendem Erfolg bestanden. Von der Kandidatur aber war er von dem Konsistorium in seine Heimath zurückgewiesen worden, weil die in seiner Probepredigt ausgesprochenen Grundsätze als der herrschenden Richtung zuwiderlaufend erachtet wurden. Paul hatte von Haus aus nur ein kleines Vermögen besessen, und dies war durch seine Studien fast gänzlich erschöpft. Als ihm daher durch das Konsistorium die Aussicht auf eine Anstellung abgeschnitten ward, mußte er sich eine andere Existenz zu begründen suchen. Er verließ zunächst seine Heimath und begab sich nach K., wo er Gelegenheit fand, seine Thätigkeit auf literarische Arbeiten zu verwenden. Nach einem Jahre heirathete er hier ein junges liebenswürdiges Mädchen aus den sogenannten gebildeten Ständen, der aus ihren einst glücklichen Verhältnissen nur ein geringes Kapital geblieben war. Indes verschaffte dies und die Thätigkeit Pauls den beiden Gatten eine hinlänglich ruhige Existenz und ihr bescheidenes Glück ward lange durch nichts getrübt. Therese schenkte ihrem Gatten im Laufe der Zeit drei Kinder; sie war eine schlanke, hübsche Blondine, voll sittsamer, natürlicher Liebenswürdigkeit, die durch ihr einfaches Wesen Alle, die ihr nahe kamen, fesseln mußte. Ihren Gatten liebte sie mit unaussprechlicher Hingebung, und die Kinder, auf welche Beide ihre ganze Sorgfalt und Zärtlichkeit wendeten, befestigte das innige Band des Paares immer mehr. Um diese Zeit erregte eine Arbeit Pauls — in welcher Art ist hier gleichgültig — die Aufmerksamkeit der Polizei. Ganz wie oben die beiden Weiber erzählten, trat eines Morgens ein Polizeibeamter mit vier Gensdarmen in Pauls Wohnung, durchstöberte, obgleich Paul sich zu dem quästionirten Artikel bekannt hatte, alle Papiere desselben, steckte Briefe und Manuscripte ein und führte Paul mit sich fort. Therese gerteth dabei in die furchtbarste Angst.

Thränen der Verzweiflung fiel sie den Beamten zu Füßen und beschwor ihn, ihr den Gatten zu lassen. Der Kommissair hob sie artig auf und sagte, daß er nur das Werkzeug einer höhern Macht sei. „Uebrigens,“ meinte er beruhigend, „würde die Sache wohl nicht viel zu bedeuten haben.“

In der That wurden auch die Besorgnisse Theresens — wenigstens für den Augenblick — bald zerstreut, denn nach Verlauf von einigen Stunden kehrte Paul von der Polizei zu seiner Gattin zurück.

Paul war ein Ausländer, ein deutscher nämlich. Als er sich in K. verheirathet hatte, war er um Ertheilung des Bürgerrechtes eingekommen, die Polizei aber hatte ihm den Bescheid gegeben, daß man gegen seinen Aufenthalt in K. zwar nichts habe, ihm aber das Bürgerrecht vorläufig nicht ertheilen könne. Da die Gemeinden zur Aufnahme von Ausländern nicht verpflichtet sind, so hatte sich Paul damals bei diesem Bescheide begnügen müssen. Als er jetzt nach der Polizei gebracht wurde, nahm man einfach ein Protokoll über seine Verhältnisse auf; sein Antrag: wenn irgend etwas gegen ihn vorliege, ihn zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen, ward nicht beachtet. Das Warum? mag der scharfsinnige Leser selbst errathen. Statt dessen aber erhielt Paul nach einigen Tagen die polizeiliche Weisung, Stadt und Land zu verlassen.

Eine polizeiliche Ausweisung hat viel für sich. Es bedarf dazu weder eines richterlichen Erkenntnisses, noch einer gesetzlichen Vorlage, und man erreicht seinen Zweck zuweilen vollständiger, als durch eine vorübergehende Haft. Der Flüchtige, der nicht weiß, wohin er sein Haupt legen soll, gewinnt selten Zeit zu sogenannten Mißliebigkeiten. Fast er dann auch in der Fremde Fuß, so hat er doch den richtigen Blick für die Verhältnisse seiner Heimath verloren, und ist mindestens für die lokalen Ereignisse der Gegend unschädlich gemacht, aus der man ihn vertrieben hat. In neuester Zeit hat man denn auch die Nützlichkeit solcher Maßnehmungen wohl eingesehen, und in gewissen Ländern breitet man diese Erfahrung auch dahin aus, daß man mißliebige Beamte von einer Stadt zur andern versetzt, ohne sie zu Athem kommen zu lassen.

Als Paul die polizeiliche Ausweisung aus Stadt und Land er-

hielt, antwortete er in einem Anflug von Humor, er würde binnen 5 Minuten dem Befehl nachgekommen sein. Er traf zu Hause noch einige Vorkehrungen, tröstete seine weinende Frau mit der Hoffnung, daß sie bald wieder vereinigt sein würden, und begab sich über die Grenze nach der Residenzstadt des benachbarten Landes. Aber der Empfang war hier nicht der erwartete. Wer einmal von der Polizei gezeichnet worden ist, kann einer steten Aufmerksamkeit von kleinen und berichtlustigen Polizeiseelen gewiß sein, denn wenn irgend in den deutschen Verhältnissen Einigkeit zu suchen ist, so wäre es in denen der Polizei. Paul wurde abermals verwiesen, oder erhielt vielmehr von vornherein keine Erlaubniß zum Aufenthalt. Ein Grund wurde ihm für diese Maßnahme nicht angegeben, aber man ließ ihn verstehen, daß es wegen seiner Verweisung in K. geschehe; man wollte der Möglichkeit vorbeugen, in eine ähnliche Nothwendigkeit versetzt zu werden. Das nennt man eine Präventivmaßregel. Paul wollte zwar die Nichtigkeit einer solchen nicht einsehen, und meinte, daß es doch nicht erhört sei, daß man Jemanden auf die Möglichkeit hin, er könne einmal wahnsinnig werden, in ein Irrenhaus gesperrt habe: die Polizei aber gestattete ihm, auswärts darüber nachzudenken, und transportirte ihn über die Grenze. Diese Geschichte wiederholte sich noch einmal, und wenn Paul nicht noch einige dreißig Mal ausgewiesen wurde, so lag das einzig darin, daß er endlich die Gelegenheit dazu vermied. Sein Gemüth wurde allmählig furchtbar erbittert, und es läßt sich schwer beschreiben, was in der Brust des Flüchtlings vorging, während er so gehezt von Stadt zu Stadt zog. Aber er mußte zur Ruhe kommen, und wiewohl es ihm sauer erschien, beschloß er zuletzt, sich wieder in seine Heimath zu begeben, deren Verhältnissen er entfremdet worden war. Er begab sich also nach — Kurhessen.

Kurhessen ist ein schönes Land. Es sind viel brave Leute da gestorben, wie z. B. der Bürgermeister Schomburgk, viele auch nicht, wie die im vorigen Jahrhundert nach Amerika versendeten Soldaten. In Kurhessen ist Hr. von Hassenpflug Minister gewesen, und Sylvester Jordan nicht geboren.

Als Paul in diesem Lande angekommen war, miethete er sich eine Wohnung, und schrieb seiner Frau, daß sie ihre Sachen ordnen,

und ihm mit den Kindern nachkommen möge. Therese wurde von ihren Einrichtungen fast zwei Monate zurückgehalten, da der Verkauf ihrer Möbel, die Vermietung der Wohnung, und Aehnliches ihr viel Sorge machten. Als sie bei ihrem Gatten eintraf, war der Herbst eben angebrochen. Hier wurden die Anordnungen schneller besorgt, und die wiedervereinigten Gatten begannen bald ihre Trennung in der freudigen Zuversicht auf eine ruhige Zukunft zu verschmerzen. Aber das Unglück, wenn es einmal ein Opfer erkoren, läßt sich so leicht nicht von der Spur bringen.

In Pauls Vaterstadt befand sich unter den Gemeindevorständen ein Mann, mit dem Paul zusammen die Universität besucht hatte. Die beiden Gespielen waren einander früh entfremdet worden. Paul hatte sich von Anfang an mit ausschließlichem Ernst seinen Studien zugewendet, während der lebhafteste Konrad den Freudenbecher des ungebundenen Studentenlebens bis auf die Hefe genoss. Sie sahen sich dazumal schon selten. Ein tieferes Mißverhältniß entstand aber, als Paul in Folge eines Zusammentreffens mit einem andern Studenten sich weigerte, „loszugehen“. Konrad hielt ihn von da an für einen Feigling und Heimtücker, und wenn sich die frühern Jugendgespielen auf der Straße begegneten, gingen sie stumm an einander vorüber. Später verloren sie sich aus den Augen. Paul siedelte nach K., während Konrad in Staatsdienste trat. Er hatte in der Residenz einen mächtigen Verwandten, dessen Protection ihn eine schnelle Carriere machen ließ. Gegenwärtig bekleidete er das oberste Gemeindeamt in seiner Vaterstadt, und galt hier seiner persönlichen Stellung, wie seines weitern Einflusses wegen, für den angesehensten Mann. Als Paul jetzt zurückkehrte, war der alte Groll zwar im Laufe der Zeit ziemlich verdampft, aber eine leise Mißachtung war doch in Konrad's Herzen gegen den „Heimtücker“ geblieben. Da Paul keinen Schritt that, um sich dem ehemaligen Kameraden zu nähern, vielmehr als er Konrad's Stimmung erkannte, sich in kalte, fremde Gleichgültigkeit zurückzog, so stieg in Konrad bald auch eine gewisse Eifersucht auf sein bürgerliches Ansehen auf, und er wünschte im Stillen eine Gelegenheit herbei, den zweideutigen Kaltfinn Pauls durch einen Beweis seiner Macht zu beugen. Diese Gelegenheit wurde ihm, Dank einigen kleinen Beamtenseelen, ganz unerwartet gegeben.

Eines Morgens erhielt Paul eine Zuschrift der städtischen Polizei, worin er aufgefordert wurde, einen Heimathschein für seine Frau und seine Kinder beizubringen, indem man ihnen nur gegen einen solchen Nachweis den Aufenthalt gestatten dürfe. Paul war ziemlich entrüstet über diese fortgesetzte „Blackerei“, wie er meinte. Er schrieb an die Behörde zurück, daß er selbst Heimathrechte am Orte besitze, und daß es für seine Frau und Kinder wohl weiter keiner Nachweise bedürfe. Nach Verlauf einiger Tage erhielt er eine neue Zuschrift, die ihn belehrte, daß seine im Auslande ihm angehraute Gattin und deren Kinder kein Heimathrecht am Ort hätten; daß man ihnen den Aufenthalt nicht verweigern wolle, aber zuvörderst ihre Heimathverhältnisse kennen müsse, damit sie bei etwa eintretender Verarmung nicht der Gemeinde zur Last fielen. Paul begann nun einzusehen, von welcher Seite diese Angelegenheit betrieben werde, und wendete sich mit einer ausführlichen Beschwerde an das Ministerium. Es währte einige Wochen, bevor er von diesem beschieden wurde, und als er die Entschliesung erhielt, erfuhr er, daß seine Beschwerde für unbegründet befunden worden sei.

„Seine Frau und Kinder,“ hieß es, „hätten gesetzlich ein Heimathrecht in den kurhessischen Landen nicht anzusprechen, und da die Gemeinden zur Aufnahme von Ausländern nicht verpflichtet seien, so könne sich der Minister auch nicht für ermächtigt halten, die Entschliesung der ... Behörde in irgend einer Weise abzuändern.“

Gleichzeitig aber mit dieser Bescheidung Pauls traf ein Schreiben an die Polizeibehörde ein, wonach diese angewiesen wurde, Pauls Gattin und Kinder, welchen von der Gemeinde die Aufnahme versagt worden sei, sofort nach ihrer Heimath zu verweisen. Vielleicht hatten die harten Worte in Pauls Beschwerde diese schnelle Mafnahme hervorgerufen, — wenigstens meinte der Polizeibeamte, der den Befehl an Paul überbrachte, daß es wohl anders gekommen wäre, wenn Paul statt sich zu beschweren, bittend eingekommen. Selbst Konrad war von dieser Wendung überrascht. Da er von Natur nicht boshaft war, hatte er einen solchen Ausgang gar nicht bezweckt. Seine Absicht war vielmehr einzig die gewesen, Paul seine Macht fühlen zu lassen, und ihm eine Art Ergebenheit abzuwingen. Paul empfing die Nachricht stumm und schweigend. Er ließ The-

resen nur ihre nöthigsten Sachen ordnen, und geleitete sie und die Kinder noch bis zur Grenze.

So waren also die beiden Eheleute durch einen polizeilichen Machtspruch geschieden. Paul blieb zurück, in seinem Innern voll tiefen, bitteren Grolles über die Misere der deutschen Heimathverhältnisse; Therese reiste nach K, bangen und geknickten Herzens über ihr Schicksal und die Trennung von ihrem Gatten. Ihr ahnte im Stillen, daß sie einander nicht wiedersehen würden. In K. wurde ihre Stimmung trüber und krankhafter. Ihr scheues Herz zog sich vor jeder Berührung mit Menschen zusammen, der Gram nagte an ihrem Lebensmark, und das junge blühende Geschöpf begann langsam und elend hinzustehen. Zu allem Unglück war durch die mehrfachen Reisen der größte Theil ihres Vermögens erschöpft worden. Paul mühte und quälte sich zwar, aber es wollte doch nicht recht gelingen. Zudem erkrankten zwei von den Kindern, und Therese, selbst leidend, konnte ihrem Hauswesen nicht mehr, wie früher, ordnend und sorgend vorstehen. Da traf sie zerschmetternd der letzte Schlag, die Trauerpost von Pauls Tode.

In Pauls Gemüth hatte sich seit der Trennung von Theresen und den Kindern mehr und mehr ein verbissener Grimm gehäuft. Sein stiller, häuslicher Friede war ihm geraubt, was Wunder, daß da der Haß gegen seine Verfolger immer mehr zur Herrschaft kam? Eines Tages ließ sich Paul in Gesellschaft einiger Freunde an einem öffentlichen Ort sehr heftig über gewisse Verhältnisse aus. An einem benachbarten Tisch saß ein Lieutenant, dessen eben ausgezahlte Gage ihm eine besondere Würde verlieh. Bei den Worten Pauls erhob er sich, und in einem Anfall ritterlicher Treue gegen den Landesherrn forderte er Paul auf, seine Ausdrücke zurückzunehmen oder ihm dafür Satisfaction zu geben. Paul antwortete ihm, daß er gar nicht zu ihm oder über ihn gesprochen, also ihm gegenüber auch nichts zurückzunehmen habe; von Satisfaction könne aus demselben Grunde keine Rede sein, weshalb er sich eine andere Gelegenheit zur Auszeichnung suchen möge. Der trunkene Lieutenant riß hierauf seinen Degen aus der Scheide, und mit dem Ausruf: „Blut muß es abwaschen!“ versetzte er Paul einen tiefen Stich in den Oberschenkel. Wie er später aussagte, habe er Paul keines-

wegs zu tödten beabsichtigt, da er ihn in diesem Falle wohl durch die Brust gestossen haben würde; vielmehr sei es nur seine Absicht gewesen, ihn zu verwunden und so seine verletzte Standesehre zu retten. Der Degen aber hatte eine Röhre zerschmettert, und Paul starb unter großen Schmerzen und gefoltert von dem Gedanken an Frau und Kinder, noch in der folgenden Nacht.

Den Eindruck schildern zu wollen, den diese Nachricht auf Theresen machte, ist mir nicht möglich. Als sie aus ihrem bestimmungslosen Zustand erwachte, erfuhr sie, daß sie fast zwei Monate krank, in fremder Pflege, darniedergelegen hatte. Die Erinnerung an die Veranlassung hätte sie beinahe von Neuem in Krankheit geworfen; aber ihre Auszehrung nahm seitdem einen schnelleren Gang an. Nur der Gedanke an die Kinder hielt sie soweit noch aufrecht, daß sie sich mühsam in ihrem Hauswesen dahin schleppen konnte. Allmählig ging der kleine Rest ihres Vermögens, der durch die Krankheit schon geschmälert war, gänzlich zur Neige. Therese zögerte eine Zeit lang, als sie aber keinen andern Ausweg sah, wendete sie sich an die Armendirektion um Unterstützung. Hier stieß sie auf neue Schwierigkeiten. Der Gemeindevorstand bestritt ihre Heimathrechte am Ort, da sie nach den Gesetzen durch Verheirathung mit einem Ausländer derselben verlustig gegangen sei. Es wurde daher erst mit den Heimathbehörden ihres verstorbenen Mannes eine lange Korrespondenz eröffnet. Während dessen nahmen sich einige frühere Freunde Pauls der Frau an, und brachten durch eine Kollekte eine kleine Summe für sie zusammen. Zum augenblicklichen Nothbehelf war das Geschenk ansehnlich, aber zur Sicherung eines bessern Looses reichte es nicht aus, und nach einigen Wochen mußte die Lage der Unglücklichen wieder dieselbe sein. Das ist das ewige Geschick der Armen, und die Wohlthätigkeit ist nur eine Grausamkeit, die sie im Elend erhält.

Einige Zeit später treffen wir jene beiden Weiber wieder, deren Gespräch wir schon oben einmal belauschten. Sie stehen vor einer Hausthür und schauen dem Leichenwagen nach, der einfach und ohne Geleit die Straße hinabfährt.

„Gott habe sie selig!“ sagt die Eine. „Es war doch eine
Grenzboten, 1845. IV.

brave Frau, und es thut mir leid um die armen Kinder, die solch eine Mutter verlieren mußten.“

„Ja, Gott verzeih' ihr. Sie hat den dummen Streich, daß sie einen Büchermacher geheirathet, schwer genug gebüßt! Was aber die Kinder betrifft, nun, so ist eines ja schon versorgt, und die beiden andern werden wohl auch noch unterkommen.“

„Ja, das älteste hat der Schuhmacher im Keller dort zu sich genommen, die andern sind ins Waisenhaus gebracht worden.“

„Das hat lange genug gedauert. Der Magistrat wollte nichts davon wissen, weil der Mann ein hergelaufener Mensch war, und bei ihm zu Hause wollten sie auch nichts damit zu thun haben. Also jetzt sind sie doch hier im Waisenhause.“

„Ja, die Stadt hat zuletzt für Alles aufkommen müssen, auch für das Begräbniß der Frau. Nun, Gott hab' sie selig!“

So war es. Die Kinder im Waisenhaus und in fremder Pflege, die Mutter auf öffentliche Kosten begraben, und der Vater — gute Nacht!

Das ist so eine Geschichte aus der deutschen Heimath.

Ernst Dronke.